

Predigt zum 19. Sonntag i. J. (B), 07./08.08.21

1 Kön 19,4-8; Eph 4,30 – 5,2; Joh 6,41-51

Liebe Gemeinde.

Manna steht auf keiner normalen, wöchentlichen Speisekarte. Das war vielmehr die völlig unerwartete Lösung in einer absehbaren Krise. Womit hatten die gerechnet, als sie in die Wüste zogen? Eine ausgeklügelte Logistik zur Versorgung bis ins Heilige Land? Es war ein nicht kalkulierbares Risiko. Da geht es nicht einfach um Grundnahrung, sondern um Grundvertrauen. Der gerne mal formulierten Bitte, Gott mögen allen Menschen genug zu essen geben, begegnen viele zu Recht mit Skepsis und Ablehnung: Denn entgegen vieler Prognosen der letzten 100 Jahre haben wir immer noch Nahrung für alle Menschen – sie ist nur schlecht verteilt. Das zu ändern, ist nicht Gottes Job, sondern unserer. Allerdings brauchen wir auch dafür das feste Vertrauen, dass Gott unser Leben hält, dass wir nicht immer und zuerst für uns selbst sorgen müssen, Ressourcen haben für andere. Das Brot zum Überleben in der Wüste und das Brot zum ewigen Leben sind Anfangs- und Endpunkt einer Linie. Diese Linie ist ein Hinweispfeil von den wunderbaren Augenblicken, in denen wir uns von Gott bewahrt und getragen wissen, zur Überfülle des Lebens, die mehr als unseren Bedarf deckt. Diese Linie ist ein Weg: von der Ur-Erfahrung der Geborgenheit zum Vertrauen über den Tod hinaus. Die Liturgie, von unserer Kirche klug angeordnet, stellt zu Moses und Jesus durch die erste Lesung auch noch Elija, ein Anklang vielleicht an die Verklärung des Herrn, die wir (vor)gestern noch gefeiert haben. Auf jeden Fall aber wird so das Brot zum Überleben und das Brot des ewigen Lebens ergänzt um das Brot der Stärkung für Weg und Auftrag. Wir leben in diesem Dazwischen, auf dem Weg. Wir leben nicht mehr in der kindlich-paradiesischen Sorglosigkeit und können auch nicht vorausseilen in eine himmlisch-vollkommene Ewigkeit.

Wir sind unterwegs, manchmal wie Moses und Elija in einer Wüste. Manchmal sind es nur Momente des Mangels, wie ihn die stürmische Menschenmenge erlebt, die Jesus unbedacht in einsames Gelände gefolgt ist und die Vorräte vergaß, wie die Jünger, die – unbehaust – sich schon mal Gedanken machen um die Versorgung für die nächste Etappe. Manchmal sind es längere Durststrecken, Frustration. Da steht die Welt auf dem Kopf, da enttäuscht die kirchliche Gemeinschaft, da läuft auch das persönliche Leben nicht rund – äußerlich und innerlich. Da zeigt sich kein Ziel und deshalb ist auch die Richtung zweifelhaft, sind Entscheidungen schwierig und das Weitergehen mühsam, der Eifer von einst erloschen, alles wie tot. Da möchte der eine oder die andere wie Elija nicht mehr weiter. Ist es Elija mit dem

Todeswunsch ernst oder ist das nur wehleidiges Pathos? Der Ist-Zustand scheint sich jedenfalls vom Tod nur noch unwesentlich zu unterscheiden.

Elija bekommt dafür kein Mitleid, keinen Trost, keine verständnisvolle Zustimmung („ja, du hast es wirklich schwer...“) – zumindest nicht in dem Sinne. Er wird erinnert an sein Ziel und seinen Auftrag.

Und was wäre unser Weg und unser Auftrag? Unsere Herkunft und unsere Zukunft bestimmen diesen Weg, Halt und Vertrauen in Gott, unserem Vater. Sie sollen sich erweisen in der Art, wie wir den Weg gehen. Das ist der Auftrag. Paulus liefert dazu vertraute Stichworte: „Ahmt Gott nach als seine geliebten Kinder, und liebt einander...“. Die Worte sind so vertraut, dass ihre vermeintliche Selbstverständlichkeit zum lächelnden Abwinken verleiten kann: „Klar, das kennen wir schon; wir wissen Bescheid.“ Und eh wir’s uns versehen, mutiert das zu einem banalen „Habt euch lieb!“, oberflächlich, gefährlich allgemein, verliert die Liebe ihre Ernsthaftigkeit und auch Dramatik. Vielleicht zum Schutz davor umgibt Paulus diesen Satz mit anderen Worten, mit konkreten Inhalten, detailliert, mitunter scharfkantig: „Bitterkeit, Wut, Zorn, Geschrei, Lästerung und alles Böse verbannt aus eurer Mitte!“, mahnt er, fordert auf zu Güte, Barmherzigkeit, Vergebung, schließlich Hingabe... Bei uns sehe ich einen zunehmend rauhen Umgang in Wort und Tat auf verschiedenen Ebenen des Zusammenlebens – in der Politik, in ganz alltäglichen Dingen und, ja, auch in der Kirche (und da teile ich nicht auf zwischen einer „Amtskirche“ und „dem Kirchenvolk“, dieses beliebte Schisma der Selbstentschuldung). Offenbar bleibt da viel zu tun für uns.

Für seinen Auftrag bekommt Elija Unterstützung. Die fällt nicht sehr luxuriös aus. Man mag sich die Stimme und die Berührung des Engels als sanft vorstellen, aber der Wortbestand gibt das nicht unbedingt her (ich habe extra im Hebräisch-Wörterbuch nachgeschaut); ein raueres Anstoßen, Wachrütteln ist nicht unwahrscheinlich. Und dann gibt es Wasser und Brot. Aber siehe da: Es genügt für den Weg.

Und wie sieht nun unsere Unterstützung aus? Im Johannesevangelium höre ich mehr als einen einfachen Verweis auf Christus als Brot des Lebens. „Auf den Vater hören und seine Lehre annehmen“, heißt es da etwa. Manchmal ist das wirklich, wie trockenes Brot zu kauen: die Mühe des Verstehens und der Sprache, des richtigen Wortes, das Evangelium, das Wort des Vaters immer wieder auf den Punkt zu bringen, neu zu übersetzen, in die Zeit und ins Leben. Wie das Wasser dagegen stelle ich mir den heiligen Geist vor, damit auch das mühsame, schwer verdauliche Brot und das Wort genießbar wird, hineingespült ins Herz, umgesetzt in Glauben, damit es das Vertrauen auf Gott stärkt und die Hoffnung auf sein Leben für uns.

Und dann ist da schließlich das Brot, Christus, durchaus schon eucharistisch gedacht, sakramental, also – so möchte ich das übersetzen – Gott selbst, der hineinreicht in die Welt, ohne sie durch seine Anwesenheit zu überwältigen, behutsam, und uns berührt, auch wachrüttelt und nährt. Und zweifellos bekommen wir nicht das, was wir wollen, sondern was wir brauchen... - „Durch diese Speise gestärkt...“ – mal sehen, wie erstaunlich weit und wohin sie uns bringt. Amen.

(© Dr. Ludger Kaulig, Pfarrer. – Es gilt das gesprochene Wort.)